

„Ds Brot isch ä Gab Gottes! Äs isch gsägnèts!“

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Noch weit ins 20. Jahrhundert hinein redete man vom Brot nicht wie von gewöhnlichen Dingen. Die Ehrfurcht vor dem Brot war tief im Volk verwurzelt. Brot wegwerfen oder anderswie schänden galt als verachtenswertes Tun, das nach der Volksmeinung Rache nach sich zog.

In den meisten Regionen der Schweiz zählte das Brot im 19. Jahrhundert zu den Hauptnahrungsmitteln. Doch galt dies nicht für alle Gebiete. In alpinen Regionen, wo schon im 17. und 18. Jahrhundert der Ackerbau zugunsten der Milchwirtschaft und Viehzucht aufgegeben wurde, wurde das Brot zu einem seltenen und teuren Nahrungsmittel. So auch im Kanton Uri! Die tägliche Kost beschränkte sich auf Milch und Milchprodukte. Der helvetische Almanach von 1807 hielt fest, dass die Urner wenig Korn brauchten. Es gab viele Haushaltungen, die das ganze Jahr hindurch kein Brot assen, sondern sich von den Erzeugnissen ihres Bodens ernährten. Solange das Getreide auf den Märkten von Luzern und Zürich noch zu erträglichen Preisen erworben werden konnte, kaufte man das in geringen Mengen benötigte Korn dort ein. Wegen der häufigen Missernten und der dadurch schwierigen Kornbeschaffung änderte sich der geringe Brotkonsum nicht.

Erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam das Brot auch in den Urner Familien vermehrt auf den Tisch. Seine Qualität verbesserte sich. Vor allem bei den Handwerks- und Fabriklerfamilien war der Brotkonsum im Verhältnis zu andern Nahrungsmitteln verhältnismässig hoch. Doch in Zeiten schlechter Ernten und schwieriger Getreideimporte blieb das Brot unerschwinglich und für die unteren Sozialschichten wieder eine Mangelware.

Brot war anfangs des 19. Jahrhunderts keine Alltagsnahrung.

Das Brot hatte damals den Status einer Sondernahrung für Kranke, Gäste und hohe Herren. In Uri begrüsst man den, der mit einem Laib Brot auf der Strasse angetroffen wurde, mit der Frage: „Wer hesch chrank däheimä?“ Der Glaube an die vorbeugende und heilende Kraft des Brotes kommt auch in der Urner Sage vor: Als im Schächental einst die Pest wütete und den grössten Teil der Menschen dahinraffte, kam ein Heidenmütterchen (fremdes Weib) ins Dorf und rief: „Ässet Änzä, Schtränzä, Bibernäll unt pääjets (geröstetes) Broot, so schtärbed-iär nit am Byylätod.“ Ein altes Urner Rezeptbuch von Anfang des 18. Jahrhunderts (in der Pfarrbibliothek in Bürglen) empfahl Brot als bewährtes Mittel gegen Ohrenweh: „Vor das Ohrenwehe. Nimme zwei Handvoll klein zerstossene Reckholderbeer, würcs in einen Broddeig, bach ein Brödtlein daraus. Wan das Brödtlein gebachen, schneids mitten anzwey, giesse Höpfenbrandtenwein darauf, halts für das Ohr und lasse den Dampf in das Ohr hinein gehen. Wan man ein Schweiss tun kann, ist es gut. Hat schon oft geholfen, da die Leüt schier nichts mehr gehört haben, wans amn etwelche mal gebraucht hat. Probatum est.“ Die Volksmeinung sagte dem Brotverzehr auch ausserordentliche Körperstärke zu. Brot, in geschmolzenem Anken getunkt, verursachte Riesenkräfte. Die Chindbettisuppä nach einem alten Urner Rezept (fein geschnittenes Brot und ein grosses Stück Butter mit heissem Salzwasser oder Fleischbrühe übergiessen) half einer erschöpften Wöchnerin nach schwerer Geburt wieder auf die Beine. Diese Ankäsuppä, wie sie auch genannt wurde, gab auch Kranken, Genesenden und alten Leuten heilende Kräfte.

Eine Bachetä gab um die vierzig Laibe her.

Dass sie das Brot zu Hause buk, war für die Hausfrau bis am Anfang des 20. Jahrhunderts nicht nur Tradition und finanzielle Notwendigkeit, sondern Ehrensache. In Wassen stellten viele Familien das Brot bis 1870/1880 selbst her. In Unterschächen machten bis 1900 fast alle Leute das Brot selber. In entlegenen Höfen bestand die Hausbäckerei bis in die 1930er Jahre. Man kaufte an den Markttagen in Altdorf Kastanien- oder Kernenmehl sowie Sauerteig und buk in der Feuerstelle kleine Fladen von einem Pfund. Diese Tätsch oder Tatschli – wie die Fladen in Uri genannt wurden – konnte man monatelang aufbewahren. In Milch getunkt, ass man sie noch, wenn sie steinhart geworden waren.

Eine Bachetà gab um die vierzig Laibe her. Diese mussten für die nächsten zwei bis drei Wochen reichen. Von Backtag zu Backtag rettete die Hausfrau ein Stück Sauerteig. Dieses bestreute sie sorgfältig mit Salz und bewahrte es auf einem Teller bis zur nächsten Bachetà im Keller auf: eine kleine Zeremonie, die den Backtag abschloss.

Die immer stärkere Beanspruchung der Hausfrau in der Landwirtschaft oder in der aufkommenden Industrie führte zum Rückgang der Hausbäckereien. Fortan bezog man das Brot aus der Dorfbäckerei. Die Kirchgänger kauften es nach der sonntäglichen Messe, oder die Schulkinder trugen die grossen braunen Laibe unter den Armen aus den Dörfern in die weit abgelegenen Bergheimetli. Als Neunzigjähriger erzählte Josef Gisler, ds Oberfelders, geboren im 1922, dass er als Siebenjähriger von Wannelen zu Fuss nach Unterschächen gehen musste, um ein Zweikilo-Brot zu posten. Dieses auf die Alp zu tragen, setzte ihm derart zu, dass er fast an seine Grenzen kam. Im „Winterbuch für meinen Sohn“ beschrieb Heinrich Daniöth, wie die Bergbauernbuben winters das Brot heimtrugen: „Mit gespreizten Beinen stehen Buben im Schnee und tragen Brote, viel zu gross für die kleine Schleife ihrer Arme. Sie schieben die braunen Laibe hin und her und klemmen sie bald rechts, bald links unter. Mit den Fingern ihrer freien Hand klauben sie das Knusperige aus der dunklen Rinde und stopfen es zwischen ihre Lippen. Tranksame aber zu dem trockenen Mahl ist ihnen die fallende Schneeflocke. Zurückgelehnten Kopfes und gähnenden Mundes fangen sie sie auf, um sie auf ihrer Zungenspitze geniesserisch zergehen zu lassen. Es ist ein jeglicher Zeit und jeglicher Stunde entbundenes Tun. Und langsam und immer dichter umwebt die Dämmerung die Kinder, die sich in ihrer Glückhaftigkeit vergessen ... bis plötzlich aus verschattetem Hintergrunde das Licht einer Stubenlampe aufleuchtet. Bald hernach hören wir aus nächtlicher Tiefe das dumpfe Pochen von Buben, die an Türschwellen dicke, schwere Schneesohlen von ihren Schuhen klopfen. Und wir denken nun an Mütter, die in bedachter Ordnung Löffel und Tassen auf breiten Tischen aufreihen. Und jetzt beten wir, dass uns das Brot schon um dieser kleinen ergötlichen und bübischen Schelmerei willen für immer erhalten sein möge! Amen.“

Die Sorgfalt und Ehrfurcht dem Brot gegenüber begann schon beim Backen.

Damals waren sich die Menschen noch bewusst, dass das Brot eine heilige Speise war. Das Brauchtum und der Symbolcharakter des Brotes als Zeichen der Lebenskraft hielt sich im Urner Volksglauben noch lange.

Bereits bei der Aussaat des Kornes bat der Landmann mit einem Gebet um Gottes Segen. Die Sorgfalt und Ehrfurcht dem Brot gegenüber zeigte sich auch beim Backen. Die Hausfrau duldet beim Brotbacken keine Menschen um sich, die lose Reden führten oder fluchten. Das Bekreuzen des Teiges war selbstverständlich. Die Hausfrau drückte beim Einschliessen in den Ofen mit der Handkante auf jeden Laib ein Kreuzzeichen und sagte dazu: „Gott segne uns dieses Brot!“ Wenn sie die Ofentür schloss, machte sie nochmals ein Kreuzzeichen. Solang man im Schächental noch im eigenen Haus Brot buk, stellte die Hausfrau ein mit Lampenöl gefülltes Buschliechtle zum Brot in den Ofen und liess es für die Armen Seelen brennen. „Da werden die Armen Seelen ihre Freude haben, dass wir ihnen wieder so ein Lichtlein brennen lassen.“ Und jemand meinte nach dem Brotbacken, die Armen Seelen hätten das Öl sauber ausgeschleckt. Am ehesten erklärte sich dieser Brauch damit, dass man neben der Vorsorge für die Lebenden, denen das Brotbacken galt, auch die Verstorbenen seiner Sippe nicht vergessen wollte. Im Bauernhaus war die Meinung lebendig, dass für einen Hausgenossen das Grab gerüstet sei, wenn sich ein Brotlaib beim Backen auf dem Rücken spaltete.

Brot spielte auch beim bäuerlichen Almosen eine bedeutende Rolle. Im Volksglauben der Urner gehörte es zu den weissen Almosen (wie die Milch, das Salz, das Mehl, die Eier, der Käse und die Butter), die besonders wirksam waren, um eine Arme Seele zu erlösen. Viele Bäuerinnen buken mit den Teigresten ein besonders grosses Brot und gaben es einer armen Familie, manchmal auch dem Pfarrer oder Sigristen. In manchen Häusern wurde aus dem letzten kleinen Teigrest (vo dr Üschrätzätä) das Arme Seelen-Mutschi gebacken und den Armen gespendet.

Die Ehrfurcht vor dem Brot war im Alltag gegenwärtig.

Brot war nicht nur ein Nahrungsmittel, Brot prägte Bräuche und Traditionen. Unter der Tischplatte stand meist die Brottrücke. Dieser Standort war nicht nur praktisch, sondern diente auch zum Schutz der Menschen, die um den Tisch sassen: Brot war antidämonisch und unheilabwehrend. Wenn ein Fremder kam, versorgte die Hausfrau das Brot, das auf dem Tisch lag, in diese Brottrücke.

Der Brotlaib wurde nicht von Kindern oder Dienstboten angeschnitten. Dies war Sache der Hausmutter oder des Hausvaters. Sie trugen die Verantwortung, dass mit dem Brot rücksichtsvoll umgegangen wurde. Um den göttlichen Schutz für das Lebensbrot zu erleben, legte der Hausvater oder die Hausmutter einen neuen Laib, bevor er angeschnitten wurde, wie ein Kleinkind in den linken Arm, drehte ihn um und zeichnete mit der Spitze des Messers drei Kreuzzeichen auf den Brotboden. So war er gesegnet. Wer es unterliess, wurde der Undankbarkeit Gott gegenüber bezichtigt. Diese Segensformel bewirkte auch, dass das Brot die Menschen, die es assen, sättigte und sie gesund erhielt.

Für das Brotschneiden war der Hausvater oder die Hausmutter verantwortlich.

Beim Brotschneiden durfte man niemals mit dem Messer ins Brot stechen. Sonst fing es an zu bluten. So geschah es einem Attinghauser, der die üble Gewohnheit hatte, das Brot mit dem Messer anzustechen. Dieses auch ausserhalb von Uri weitverbreitete Sagenmotiv entsprang wohl den Wunderberichten von blutenden Hostien, die als sogenannte Blutwunder die Gemüter der frommen Gläubigen immer wieder beschäftigten. Ein Messer, das man beim ersten Gebrauch zum Brotschneiden benutzte, erhielt übernatürliche Kräfte. In den Windwirbel geworfen, tötete es die Hexe, die diesen Sturm verursacht hatte.

Dass das Brot als hoch geschätzt galt, zeigte die Urner Redensart „Wenn man Brot verkehrt auf dem Tische liegen sieht, und gleichzeitig zufällig ein Kind aus der Wiege fällt, so soll man zuerst das Brot wenden, bevor man das Kind aufhebt.“ Einem, der mehr konnte als Brotessen, sagte man besondere Fähigkeiten, ja sogar magische Kräfte nach. Die Volksmeinung, es gäbe Besuch in der Familie, wenn einem am Tisch ein Brotstück in die Kaffeetasse fiel, war auch in Uri bekannt. Früher galt in der Bauernsamer, wenn sich die Knechte und Mägde auf dem Feld beim Znyyni oder Zaabig ein Stück Brot zuwarfen mit den Worten „Ich gib Diär's uf d'Eh!“ oder „Nimm's uf d'Eh!“, sofern die Antwort „Aggnu!“ kam, als rechtsgültiges Eheversprechen. Der heute noch gebrauchte Ausdruck, es sei einer nicht ganz gebacken, wenn es ihm an Intelligenz mangelt, ist vielleicht älter als wir glauben. „Dr Oofän isch zämäghyt!“ war, ohne damals obszön zu tönen, auch eine volksbräuchliche Redewendung dafür, dass eine Frau niedergekommen war.

„Wo man das Brot ehrt, Gott die Not kehrt.“

Bis vor Jahrzehnten waren sich die Menschen noch sehr bewusst, dass das Brot eine heilige Speise war, der man mit Ehrfurcht entgegentreten musste. Bestimmte Brotformen waren mit dem Fest einer/eines Heiligen verbunden (z. B. Agathabrot, Benediktusbrot). Erwähnt sei hier das Agathabrot. Geweihte Agathabrote oder -ringe (am Tag der heiligen Agatha, 5. Februar) wurden als Schutzmittel aufbewahrt, um sie bei Krankheiten von Vieh und Mensch als magisch-religiöse Heilmittel einzusetzen. Nach dem Kalbern erhielten die Kühe zum Versäubern ein Stück Agathabrot. Im Haus als Schutzzeichen aufgehängt oder in Schwundrisse der Balken gesteckt, schützte die Fürbitte der Brote vor zeitlichem und ewigem Feuer, vor Spuk und Hexerei. Damit ihnen nichts Böses widerfuhr, gab man in die Ferne reisenden Familienangehörigen Agathabrot mit. Wer es trug, war gegen alles Böse und die Pest gefeit. Den in die Fremde ziehenden Kindern nähte die Mutter heimlich einige Brosamen als Mittel gegen Heimweh (ein inneres Feuer) in die Kleider ein. Die Meisterleute reichten um den Agathatag neueintretenden Dienstboten gesegnetes Agathabrot.

Eigens dafür gebackene Spezialbrote erinnern im Jahresverlauf noch heute an zahlreiche Kirchenfeste. Der Drei-König-Kuchen übernahm die Kirche zur Erinnerung an die drei Weisen aus dem Morgenland. Zu Ostern hatten die Gebildebrote meist die Form von Hasen, Hirschen oder Hennen. Am 6. Dezember, dem Tag des heiligen Nikolaus, buk man Lebkuchen, an Weihnachten einen Grittibänz oder neuerdings Christstollen. Zu all diesen Gebäcken kommen noch regional unterschiedliche Spezialitäten.

„Wenn d'nit äs Stickäli Brot im Sack hättisch, sä tät-di z'Huddlä-n-und z'Fätzä zerryssä.“

Brot galt nicht nur als nützliches Heilmittel, sondern auch als zuverlässiges Schutzmittel, nicht nur gegen Hexen und Zauberei, sondern auch gegen Geister und Gespenster. Das Landvolk erzählte in den Urner Sagen, wie Brot gegen allerlei Bösem half: „... Als die beiden Burschen mit dem Brot zurückkehrten, stand das Guschi auf dem Halbenstein unter der Haustüre, schaute sie böse an, packte zwei hämpflige Steine und zerrieb sie, indem es ihnen zurief: „Wenn nitt jedä von ych äs Brot biën-em hätt, sä tät-ich yych zerrybä wië diä Schtei!“ Doch bei einer Begegnung mit dem Bösen nützte das Brot nur, wenn man es auf sich trug: „... Um das Gespenst zu vertreiben, legte der Bursche das Brot, das er unter dem Arme trug, beiseite, merkte aber sofort, dass das lätz wäre, und hob es rasch wieder auf. Das Gespenst, oder was es gewesen sein mag, schmerzte noch chybig: „Wenn nitt ds Brot biën-d'r hättisch, so hätt-i G'walt, dass di chennt z'Huddlä und z'Strämpä v'rzehrä,“ und verschwand.“ Oder: „Als einst ein Bettler in einem Gaden übernachtete, kam ein Gespenst herein und sagte zu ihm: „Wenn d'nit äs Schtickäli Brot im Sack hättisch, sä tät-di z'Huddlä-n-und z'Fätzä zerryssä.“ Sogar Brosamen besaßen die magische Macht. „... Das Weiblein aber rief dem Burschen, als er drunten lag: „Wenn d' nitt nu äs Breesmäli im Sack hättisch, hätt-i G'walt, dich z'teedä.“ Oder: „... Er legte das Brot rasch auf den Boden und begann den Kampf mit beiden freien Armen. Doch jetzt war's aus mit seiner Überlegenheit. Mit einem einzigen kräftigen Griff packte ihn das Weibsbild und warf ihn über die Mauer in die Wiese hinunter. Als er dort lag, rief es ihm noch zu: „Wenn nit nu ä Brosmä Brot im Sack hättisch, sä tät-di zu Schtaib und Äschä zärrybä!“ Im Glauben an die Schutzwirkung des Brotes trugen die damaligen Leute öfters ein Stück Brot in der Tasche: „Ein altes Meitli in Isental, ds Scharoni genannt, pflegte noch zu Menschengedenken stets ein wenig Brot gegen alles Böse und gegen allen Zauber im Sack zu tragen. Im Maderanertal behaupteten manche, es müsse Agatha-Brot sein.“ Oder: „... und das Gespenst herrschte mich an: „Wenn d'nit ä Gab Gottes im Sack hättisch, tät-di zerrybä wië der Stei!“ Dann verschwand es. Als ich meine Taschen untersuchte, fand ich ein Stücklein Brot. ...“ Im Isental sagte man, dass es aus verwilderten Katzen alte Hexen gäbe. Wenn eine Katze ein Stück Brot frass, hiess es: „Das isch ämel kei Häx.“ Damit das Ungeheuer nicht in die Stube trat, legte man eine geweihte Kerze und ein wenig Brot unter die Türschwelle.

Brot wegwerfen oder anderswie schänden war ein verachtenswertes Tun, das nach der Volksmeinung Rache nach sich zog. Gott strafte, besonders durch Hunger und Mangel. Ein Geissbub hat erzählt, er hätte in der Alp Grossgand Brot versudlet. Als er nachher die Alphütte betrat, da wären Brotmücken durch die Türe herein auf ihn losgeflogen wie z'guxäda (wie ein Schneetreiben), sodass er schleunigst die Flucht ergriff. Von Vaganten und Bettlern hiess es früher, sie hätten Brot geschändät.

Am Familientisch war das Brot immer in Griffnähe des Vaters.

Speise und Trank, die man unvorsichtiger Weise auf dem Tisch verschüttet hatte, durfte man nicht auf die Diele hinaus wischen. Sogar die Verstorbenen mussten als Arme Seelen ihren weltlichen Frevel bitter sühnen. So hörte einer einst plötzlich die Stimme seiner selig geglaubten Mutter unter dem Tisch: „Ich bin noch nicht erlöst, weil ich die Brosamen unter den Tisch gewischt habe!“ „In Isenthal starb eine brave Frau von ihrem Gatten weg. Er liess ihr, nach altem Brauch, während des Dreissigsten ein Öllichtlein brennen. Eines Abends war es ohne sein Wissen erloscht, und da rief eine Stimme: „Toni, ds Liächt isch erlescht!“ Er zündete es wieder an, und jedes Mal, wenn es etwa ausging, hörte er den Mahnruf. Jetzt liess er die Arme Seele anreden, und sie bekannte sich als seine verstorbene Gattin. Sie müsse noch leiden, weil sie zu Lebzeiten die Brosamen beim Essen unter den Tisch gewischt und hinuntergefallene nicht aufgelesen habe.“

Brotgeschändä war auch, wenn man den Schweinen Brotstücke in den Gwäschkiibel gab. Überhaupt war es nicht angebracht, die Tiere mit Brot zu füttern. „... Der Kari dachte, es sei ein hungriger Hund und griff nach der Tasche, um dem Tiere das Brot hinzuwerfen. Im Augenblick aber wuchs der Hund zu ungeheurer Grösse an und streckte eine mächtige Lällä heraus. Jetzt liess es der Kari hübsch bleiben, ihn mit Brot zu füttern.“

Wer es auch war, der Brot schändete, den sah der Landmann mit Scheu an und floh aus seiner Nähe. Die ehrfürchtige Scheu vor dem Brot hing wohl wesentlich mit christlich-religiösen Motiven zusammen: Christus in der Gestalt der Hostie, als Brot des Lebens.

Selbst im Tod vergass man das Brot für die Hinterbliebenen nicht.

Angesichts der zentralen Stellung des Brots in der christlichen Liturgie erstaunt es nicht, dass ihm früher auch im religiösen Brauchtum eine grosse Bedeutung zukam. Das Segnen und Verteilen von Brot während des ganzen liturgischen Jahres kannte jede Pfarrei. Oft ging eine solche Brotspende auf ein früheres Gelübde zurück, ähnlich der Motivgabe. Beim gesegneten Brot handelte es sich – wie beim Weihwasser, bei gesegneten Kerzen oder geweihten Zweigen am Palmsonntag – um eine Sakramentale, dies im Gegensatz zum Brot der Eucharistie (Hostie), das die katholische Kirche als Sakrament kennt.

Die Brotspende widmete man in Uri meist den Armen, besonders bei einem Todesfall. Wenn sich ein Verstorbener in seinem Testament oder die Trauerfamilie für eine Brotspende an die Kirche entschied, musste die ärmere Bevölkerung nach dem Gottesdienst – meist bei Gedächtnissen oder Jahrzeiten – in der Kirche bleiben und für den Verstorbenen einen Rosenkranz beten. Die Dreissigstbeterin und der Sigrist verteilten dann das Brot. Oft erhielt auch die Geistlichkeit, die Sakristane und der Organist davon. So steht in einem Testament von 1886 geschrieben: „... auch an den vier Gedächtnissen Grabtt, Siebenter, Dreissigscht und Jahrestag soll jedesmal für Fr. 5.-- Brot an die Armen der Gemeinde in der Kirche nach Anbettung eines heiligen Rosenkranzes gegeben und ausgeteilt werden.“

In Seelisberg bestanden in den 1970er Jahren zwei Fonds für Brotstiftungen. Das Jahrzeitenbrot, das ursprünglich am Stiftertag (Jahresgedächtnis) ausgeteilt worden war, teilte der Pfarrer von Mitte Januar bis Mitte März zweimal wöchentlich an einige ärmere Familien aus. Die Spende an Allerseelen (2. November), das Adventsbrot (an den vier Adventssonntagen), und das Fastenbrot (an den Sonntagen der Fastenzeit) bestanden aus je vierzehn bis achtzehn Kilo Brot. Gesamthaft verfügte die Pfarrei aus dem Stiftungsfonds dreihundert Franken für die Brotspenden. Das Brot lag jeweils auf der vordersten Kirchenbank. Der Sigrist teilte es jenen Kindern aus, die etwas gebetet hatten. Damit nur noch die Kirchenverwaltung um die Brotbezüger wusste, mussten sich die bedachten Familien jeden Herbst bei ihr um Brot bewerben. Familien, denen es aus Gründen der Diskretion besser zusagte, konnten dann das Brot direkt beim Bäcker holen. Diese geheime Brotvergütung widersprach der Stiftergesinnung. Später nahm die Beteiligung an der Brotverteilung wegen des verbesserten Lebensstandards stark ab.

In Bauen wurde das Armenbrot seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gespendet (wegen der Rationierung oder der besseren Verdienstmöglichkeiten ist unbekannt). Spenden bei Todesfällen gingen fortan an die Schulsuppe, die den Kindern, die über Mittag nicht heimgehen konnten, winters kostenlos abgegeben wurde. In Isenthal kannte man die Brotspende bei Beerdigungen und Gedächtnissen bereits in den 1970er Jahren nicht mehr, jedoch noch bei einigen alten Jahrzeitstiftungen. Die Schulkinder, die nach der Messe den Rosenkranz beteten, erhielten am Fasnachtsmontag und -dienstag eine Brotspende, die Kinder armer Familien in den vier Quatemberwochen etwas vom verteilten Mehl.

In Bürglen bestanden bis 1935/40 noch einige Brotjahrzeiten. Nach der Jahrzeitmesse wurde armen Kindern, die am Gottesdienst teilgenommen hatten, Brot gespendet. Der Brauch, Brotgaben zum Gedenken der Toten an Arme zu verteilen, führte die Sennenbruderschaft Schächental fort. Sie feiert jeweils am Sennenkilbi-Montag (am Montag nach dem zweiten Oktobersonntag) in Bürglen einen Gedächtnisgottesdienst für die verstorbenen Bruderschaftsmitglieder. Nach der Messe erhalten alle Kinder, die am Gottesdienst teilgenommen und für die Wohltäter und Stifter der Bruderschaft gebetet haben, ein geweihtes Brot. Dabei wird kein Unterschied mehr zwischen arm und reich gemacht. Nach dem Jahrzeit wird auf dem Friedhof der Verstorbenen gedacht. Das Brot als Symbol des Lebens findet hier seine gedankliche Verbindung mit dem Tod und dem Gedächtnis der Verstorbenen.

In Unterschächen gab es bis 1920/1923 noch Jahrzeitstiftungen mit Brot. Die Rationierung während des Ersten Weltkrieges und die Verbesserung des Lebensstandards trugen zum

Verschwinden des Brauches bei Spiringen kannte die Brotjahrzeiten schon im 17. Jahrhundert. Heute werden keine neuen mehr gestiftet. In Hospenthal wurde die Brotspende aus Zinsen von Stiftungen bis in die 1940er Jahre ausgeteilt. Die Bezüger hatten einen Rosenkranz zu beten. Später wurde mit dem Bischof vereinbart, dass Bargeld an die Armen der Pfarrei verteilt wurde.

Brot war der Inbegriff des Überlebens und des Wohlergehens.

Die Achtung des Brotes gehörte in traditionellen Familien zu den tief verwurzelten Volksanschauungen mit vielen Vorschriften und Geboten. Brot war nicht einfach Lebensmittel. Es war vielmehr Inbegriff des Überlebens und des Wohlergehens. Um 1920 musste ein hiesiger Fabrikarbeiter rund vierzig Minuten arbeiten, damit er ein Kilo Brot kaufen konnte. Altes Brot war damals nicht hart; kein Brot war hart. Während die Löhne fortlaufend stiegen, sank in den letzten hundert Jahren der Kilopreis für das Brot dank der Industrialisierung. Dank der steigenden Löhne und der abnehmenden Preise sank der Zeitbedarf. Im 2019 arbeitet ein Fabrikarbeiter mit einem Monatslohn von Fr. 5'000.-- rund zwölf Minuten für ein Kilo Brot. Heute schätzen wir den Wert des Brotes vielfach nur noch, wenn wir vom harten Brot einer Stellensuche mit vielen Bewerbungen und ebenso vielen Absagen, vom harten Brot eines gnadenlosen Leistungs- und Zeitdrucks, vom bitteren Brot von Alter, Krankheit und Gebrechen sprechen